



IM GESPRÄCH: BERTHOLD BÜTER

Brandrat Berthold Büter ist Sohn einer Bewohnerin im St. Marien Senioren- und Pflegezentrum Ahaus. Im Gespräch mit Christiane Nitsche-Costa berichtet er über seine Erfahrungen mit den unterschiedlichen Einrichtungen und Angeboten im Pflegenetz. Dabei hat der 57-Jährige nicht nur die Perspektive des Angehörigen, sondern auch die des erfahrenen Feuerwehrmannes inne. Seit 40 Jahren gehört er ihr an. Aus dem Ehrenamt machte Berthold Büter später seinen Beruf. Seit 1996 ist der Ahauser Leiter der Feuerwehr in seiner Heimatstadt.

Was war Ihr erster Kontakt mit dem Thema Pflege?

Das Thema hat sich durch die Notwendigkeit ergeben, dass meine Mutter Unterstützung brauchte, beim Gang ins Bad beispielsweise. Somit entstanden im Sommer 2017 die ersten Kontakte mit dem St. Marien Pflegedienst, in Verbindung auch mit dem Notrufsystem, welches dann über das Marien-Krankenhaus in Ahaus entgegengenommen wird.

Wie lange haben Sie diese Pflege zu Hause in Anspruch genommen?

Die Pflege zu Hause hat sich gesteigert. Es ging zunächst um einmal wöchentlich Hygienemaßnahmen, beispielsweise Duschen und Baden, später dann bis hin zur Versorgung morgendlich und

abendlich, regelmäßig wiederkehrend. Das hat einen Zeitraum von zweieinhalb bis drei Jahren umfasst.

Wie haben Sie das persönlich erlebt? War es schwierig, diese Hilfe in Anspruch zu nehmen – für Sie, aber natürlich auch für Ihre Mutter?

Es war zunächst für uns totales Neuland, dass fremde Personen in die Privatsphäre hineinkommen. Es geht doch einher mit einer großen Offenbarung von persönlichen Umständen. Das ist sicher für jeden – für die Betroffenen, aber auch für die Angehörigen – eine Herausforderung. Ich hatte vorab eine Pflegeberatung bei der Pflegeüberleitung in der Geriatrie im St. Marien-Hospital in Vreden in Anspruch genommen. Da war meine Mutter wegen einer Erkrankung, die sie zwischenzeitlich hatte.

Diese Beratung war sehr umfangreich und aufschlussreich. Aber sie war auch von großem Verständnis geprägt, was die Angehörigen, aber auch die betroffene Person angeht – weil es ja doch eine völlig neue Situation ist.

War es eher schwer, sich darauf einzulassen?

Die erste Zeit war davon geprägt, dass wir das persönlich begleitet haben. Zum einen, um das alles kennenzulernen, zum anderen aber auch, um meiner Mutter die Ängste zu nehmen. Um ihr zu zeigen: „Du bist nicht allein, wir sind dabei und helfen mit. Wir machen das als Team.“ Es war sehr gut, dass wir das so angegangen sind. Das gab uns die Möglichkeit, in diese Arbeit einen Einblick zu gewinnen und die Menschen kennenzulernen, die sie durchführen. Es sind ja immer auch unterschiedliche Menschen im Wechsel, die da kommen. Letztlich hat es uns das einfach gemacht, irgendwann loszulassen und die Pflege dem Pflegedienst zu überlassen. Ein Punkt, den ich dabei auch wichtig fand war, dass alles aus einer Hand kam, inklusive des Notrufsystems.

Natürlich gibt es in der Startphase Fragen wie: Wer kümmert sich um die Medikamente? Wie lagern wir sie? Praktische Dinge, die man am besten entwickeln kann, wenn man das begleitet. Das gibt den Angehörigen letztlich auch ein Gefühl der Sicherheit. Man weiß dann: Mutter ist in guten Händen.

Hat Ihre Mutter zu dieser Zeit allein gelebt?

Ja, sie hat nebenan in ihrer Wohnung, bei uns im Haus, allein gelebt. Bis zum Tod meines Vaters wurde sie von ihm betreut. Nach seinem Tod ergab es sich dann, dass Unterstützung nötig wurde.

Irgendwann wurde dann der nächste Schritt notwendig. Wie kam es dazu?

Die Pflegeunterstützung wurde soweit intensiviert wie es ging. Das hat auch ganz gut funktioniert, bis hin zur Unterstützung bei der Frühstückszubereitung. An den Wochenendtagen haben wir das dann wieder übernommen, um auch den engen Kontakt zu halten. Die Zielsetzung war, Mutter so lange es eben geht in ihrer eigenen Umgebung und ihrer eigenen Wohnung zu belassen.

Hat sie nicht auch die St. Marien Tagespflege in Ahaus besucht?

Etwa zwei bis drei Monate, nachdem wir mit dem ambulanten Pflegedienst begonnen hatten, haben wir das ausprobiert. Wir wollten nicht, dass sie vereinsamt, wollten aber auch nicht zu viel auf einmal angehen. Es wäre ja wiederum belastend, wenn man so viel auf einmal verarbeiten muss. Es war auch so, dass sie das bei den ersten Malen eher skeptisch gesehen hat. Aber nach drei Besuchen fieberte sie der Tagespflege entgegen. Es war ein echtes Phänomen. Hätte mir das vorher jemand gesagt: Ich hätte gesagt: Das gibt's nicht. Mutter war vorher auch eher der häusliche Typ. Sie legte dann plötzlich abends beim Zubettgehen großen Wert darauf, dass sie morgens pünktlich fertig wäre, wenn sie abgeholt wurde.

Man hört oft, dass Menschen in der Tagespflege regelrecht aufblühen ...

Da sind ja auch Menschen, die hören zu. Wenn man mit mehreren fremden Personen zusammen ist, gibt es einfach auch mehr zu erzählen. Mit der Familie bespricht man so seine Themen, aber das ist etwas ganz anderes. Und dann ist da noch das eine oder andere bekannte Gesicht, das man wiedertrifft. Auch das ist nicht zu unterschätzen.

Würden Sie es rückschauend wieder so angehen?

Ich glaube schon, dass es gut war, wie wir es angegangen sind. Die Skepsis ist eh bei jedem da. Jede Veränderung wird als Störung empfunden. Aber wenn man das kurz getaktet hintereinander abbaut, hat man die größte Chance, dass man nachher viel Nutzen daraus zieht. Das ist zumindest meine Erfahrung, auch aus anderen Bereichen. Anfangs habe ich sie auch noch selbst hingefahren, nachmittags wurde sie dann mit dem Taxi zurückgebracht – auch, um ihr ein Gefühl von Sicherheit zu geben. Das haben wir dann ausschleichen lassen, so dass dann auch morgens das Taxi kam. Die Fahrerinnen und Fahrer sind auch sehr zugänglich. Man bekommt auch mit, wie da eine Beziehung entsteht, wenn es morgens heißt „Anni, jetzt geht es los!“

Man muss auch den Mut haben zu sagen: Wir machen das jetzt so. Drei Mal, dann war das Eis bei meiner Mutter gebrochen. Die Tagespflege war dann ihr Ein und Alles. Nachher haben wir das dann sogar noch aufgestockt von zwei Mal pro Woche auf drei Tage. Und bevor der nächste Schritt kam, haben wir es noch einmal um einen Tag ergänzt.

Was denken Sie, woran es liegt, wenn es so gut funktioniert?

Ich glaube, dieser Begriff ist in der Altenpflege ganz wichtig: Beziehung. Das war auch in der Tagespflege so. Die Leitung zum Beispiel, Frau Barbara Huber, aber auch das ganze Team ist sehr empathisch. Das war sehr, sehr ansprechend, auch für uns, das muss ich wirklich sagen.

Wie ging es dann weiter?

Es lief alles sehr gut. Mutter hatte ihr Notrufsystem. Dann kam der Tag, als sie nachts aufgestanden ist, ohne uns zu informieren. Sie

ist dann gestürzt und wir haben sie morgens im Bad gefunden. Das ist tatsächlich der Klassiker – das kommt immer wieder vor. Ich kenne das auch aus dem Rettungsdienst. Sie hatte dann ein chirurgisches Problem und war 14 Tage im Krankenhaus. Danach ist sie ins St. Marien Senioren- und Pflegezentrum gekommen – zunächst für vier Wochen, zur Kurzzeitpflege. Dorthin ging sie auch immer während unseres Urlaubs, von daher kannte sie das. Es war auch immer problemlos.

Doch die vier Wochen waren noch nicht abgelaufen, da kam Corona und nichts ging mehr. Dann waren die Pflegezentren ja auch geschlossen. Wir haben dann über den Zaun und über den Balkon kommuniziert. Man konnte vorher anrufen, dann konnte sie auf den Balkon und wir konnten uns unterhalten. Es war gut organisiert und hat gut geklappt, muss ich sagen.

Das heißt, sie hätten sie gar nicht nach Hause holen können zu dieser Zeit?

Bis zu diesem Punkt hatte sie noch immer alleine zur Toilette gehen können. Durch den Sturz war sie so instabil geworden, auch in ihrer Beweglichkeit – jetzt zeichnete sich ab, dass sie das nicht mehr konnte. Das war dann für uns der Anlass zu überlegen: Wie geht es weiter? Wir hatten zunächst überlegt, sie in die Geriatrie zu geben, damit sie wieder mobilisiert wird. Da waren aber keine Plätze frei. Wir hätten sie nicht allein lassen können in diesem Zustand. Sie war mittlerweile sehr wackelig. Uns kam dann zugute, dass sie das Haus kannte und ein Platz frei wurde, den sie belegen konnte. Wir hatten Glück.

Wie ging es Ihrer Mutter dabei?

Sie hat das schon bewusst erlebt. Man merkt wohl, dass sich ihr Gefühl für Zeit und Ort verändert hat, schließlich ist sie bald 90

Jahre alt. Man konnte ihr aber erklären, was los ist. Dadurch, dass wir durch den Zaun kommuniziert haben, war das für sie klar. Das ging eigentlich. Wir mussten aber dann natürlich irgendwann entscheiden, Mutter dazulassen. Und für uns bot diese Situation die Chance, einen gewissen Abstand aufzubauen, was sonst viel schwerer gewesen wäre. Es war schließlich eine ganz schwere Entscheidung. Dafür brauchte ich doch einige Zeit.

Sie können ja aufgrund Ihres Berufs solche Situationen auch mit einem Stück Professionalität betrachten – oder gelingt das eher nicht, wenn es um die eigene Mutter geht? Dominiert da eine Art schlechtes Gewissen, weil man Mutter jetzt dalässt?

Dadurch, dass ich selbst aufgrund meines Berufs einige medizinische Kenntnisse habe, habe ich natürlich auch noch mal einen anderen Blick auf die pflegerischen Dinge und darauf, wie mit den Menschen umgegangen wird. Wenn ich in so eine Einrichtung komme, habe ich einen anderen Blick als ein „normaler“ Besucher. Ich kenne Zusammenhänge, die etwas mit Hygiene zu tun haben, die etwas mit kranken Menschen und dem Umgang mit kranken Menschen zu tun haben. Das sind Zusammenhänge, die sind mir geläufig, und ich weiß auch, was das manchmal für Herausforderungen sind für das Personal. Und gerade deswegen fällt es unheimlich auf, dass da eine gleichbleibend sehr hochwertige Qualität geliefert wird. Das ist schon ein Phänomen.

Das ist nicht nur ein vorbildlich geführtes Haus, sondern eines, in dem der Mensch Mensch sein darf – und zwar jeder für sich. Ich erlebe das ja täglich. Inzwischen kenne ich auch etliche Senioren dort. Jeder darf da so sein, wie er ist und wird auch so angenommen von den Pflegekräften.

Man muss wissen: Wenn man ein Leben lang so nah beieinander gelebt hat, praktisch nie getrennt war, ist das die erste besondere Situation. Es sind immerhin 56 gemeinsame Jahre gewesen – so oder so. Das zweite ist, dass man natürlich darum bemüht ist, dass alle das Gefühl haben: So ist es in Ordnung. Zugute kam uns, dass wir durch die Kurzzeitpflege wussten, wie es im Haus läuft. Zu wissen, wie läuft das da ab, was passiert da? Ich kenne einige der Pflegekräfte und auch die Leitung. Teilweise kenne ich die Leute seit Jahrzehnten, auch aus beruflichen Zusammenhängen. Ich weiß, da geht es um mehr als Essen, Trinken, Waschen und Beaufsichtigen. Es geht um mehr, es geht um Menschen.

Das ist ein Qualitätsmerkmal. Genau das hat es mir ermöglicht, ein Stück weit loszulassen – auch schlagartig, in der Corona-Zeit. Es war für mich eine große Brücke. Und das sage ich jetzt nicht nur, weil Sie vom Pflegenetz kommen. Das ist nicht geschönt. Es ist meine ganz klare, ehrliche Meinung.

Wenn man Sie rein als Profi fragen würde – was muss man von Pflege erwarten können?

Es kommt immer darauf an, wie sich eine Situation darstellt. Aber wenn man so ein Haus betritt, stellt man ja schon fest, welche Atmosphäre herrscht. Wie verhalten sich die Mitarbeiter? Das ist immer die eigentliche Visitenkarte. Gibt es eine natürliche Freundlichkeit? Steht der Mensch im Mittelpunkt oder ist es ein Abarbeiten von Vorgängen? Das stellt man fest, wenn man ein Anliegen hat. Daran kann man vieles erkennen.

Das Konzept ist auch wichtig. Wir reden hier nicht über Verwahren, wir reden über Lebensqualität. Das Hausgemeinschaftskonzept macht viel Kommunikation möglich. Unterhaltung findet dort statt, gemeinsames Kochen, Essen, Musik. Dazu gehört auch das Personal. Man macht etwas miteinander. Da sind nicht zwei Parteien – die zu Pflegenden

und die Pflegenden, sondern es hat einen familiären Charakter. Und so wird es auch gelebt. Sehr gut gefällt mir da auch die Zusammenarbeit mit dem Förderverein. Herr Jeschar ist da sehr engagiert. Diese Brücke zwischen Förder-Verein und Hausleitung – auch das ist ein Miteinander, kein Gegeneinander.

Es gibt vielleicht auch Situationen, wo das strenge Auge des Feuerwehrleiters über Dinge stolpert, die für die Menschen im Seniorenheim ein Stück Gemütlichkeit bedeuten, aber nicht ins Brandschutzkonzept passen. Erleben Sie so etwas auch?

Wenn es mal Probleme gibt, werden sie gemeinschaftlich erörtert und Lösungskonzepte erarbeitet. Der Brandschutz in den Einrichtungen ist natürlich eine Besonderheit. Ich lege auch großen Wert darauf, dass er eingehalten wird – ohne Rücksicht darauf, ob meine Mutter dort lebt oder nicht. Dafür bin ich auch bekannt. Wenn sie also zum Beispiel einen bestimmten Teppich in ihrem Zimmer haben wollte, müsste – und würde – ich ihr sagen: Das geht leider nicht. Ich würde nie drei Mal in der Woche an Dingen vorbeigehen, von denen ich weiß: Das ist nicht in Ordnung. Das könnte ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren. Es geht ja hier schließlich um das Wohl von vielen Menschen, um Personengruppen, die eines besonderen Schutzes bedürfen. Im Ereignisfall würde das die Beschäftigten und die Einsatzkräfte auch vor unlösbare Probleme stellen.

Natürlich will man auch, dass es nicht zu kalt gestaltet ist und der Lebensqualität Genüge leistet. Der Gesetzgeber hat dazu für Wohngruppen vor einigen Jahren einiges geändert. Daran halten wir uns. Wir beraten da auch – zu besonderen Werkstoffen, zum Beispiel, wenn es um bauliche Maßnahmen geht.

Gibt es besondere Momente aus den Jahren, die Sie mit Ihrer Mutter diesen Weg gegangen sind, die herausstechen?

Was ich sehr bewegend fand, war die gemeinsame Weihnachtsfeier in der Hausgemeinschaft letztes Jahr. Das war auch für uns das erste Weihnachten, ohne dass Mutter bei uns war. Alle hatten sich verständigt, dass die Bewohner dableiben und nicht nach Hause geholt werden. Da war es sehr bewegend, zu sehen, wie am Heiligabend die Hausgemeinschaft gemeinsam gefeiert hat. Die Senioren und Seniorinnen haben gemeinsam gesungen, jeder hat ein Geschenk bekommen. Die Senioren haben es nicht als schlimm empfunden, dass sie nicht zuhause feiern konnten. Es war sehr, sehr bewegend. Da bekomme ich direkt wieder feuchte Augen.

Habe auch noch nie erlebt, dass Angehörige verärgert oder wütend aus dem Haus gelaufen wären oder Wortgefechte oder Ähnliches. Habe auch noch nie jemanden erlebt, der unfreundlich wäre oder gestresst wirkte. Mit Negativem kann ich wahrlich nicht dienen, tut mir leid. Dieses Haus bedeutet mir sehr viel.